

MARTIN ROTHKEEGEL

Die Aktualität der täuferischen Tradition – eine baptistische Perspektive

Mit dem Täufern der Reformationszeit, den „Wiedertäufern“, verband man in Deutschland jahrhundertlang vor allem die Abscheulichkeiten, die über das Königreich von Münster (1534/35) kolportiert wurden: Anarchie, Kommunismus, sexuelle Ausschweifungen, Menschenfresserei, exzessive Gewalt. Für die seit den 1830er Jahren entstandenen deutschen Baptistengemeinden war der Vorwurf, sie seien eine Neuauflage der berüchtigten Wiedertäufer, existenzgefährdend. (Als Beispiele für die polemische Gleichsetzung von Baptisten und „Wiedertäufern“ seien genannt: J[ohann] F[erdinand] Brauns: Zur Verständigung über den Anabaptismus, oder gemeinfaßliche Widerlegung der Wiedertäufer, Hildesheim 1844; Albert Lührs: Die Wiedertäufer, Clausthal 1844; Johann Ägidius Ludwig Funk: Wer sind und was wollen die Wiedertäufer oder Baptisten? Aus Dr. Luthers und ihren eigenen Schriften beantwortet, Leipzig 1857).

Entsprechend stellten deutsche Baptisten in ihrer Frühzeit jeglichen Zusammenhang mit den historischen Täufern in Abrede. Der vom schottischen Calvinismus und der englischen Erweckungsbewegung geprägte Gründer des deutschen Baptismus, Johann Gerhard Oncken (1800–1884), distanzierte sich sogar ausdrücklich von solchen baptistischen oder baptistisch beeinflussten Gruppen, die wie die alten Täufer den Waffendienst und die Eidesleistung verweigerten (Dazu zählten die versuchte Gemeindegründung des Leopold von Lücken (1798–1853) in Altona, die neutäuferische Bewegung um Samuel Heinrich Fröhlich (1803–1857) in der Schweiz oder die Stuttgarter Gemeinde des Carl August Schauffler (1792–1877).

Anders als ihre deutschen Glaubensgeschwister hatten zeitgenössische britische und nordamerikanische Baptisten keine politischen Bedenken, die Täufer als ihre konfessionellen Vorfahren zu beanspruchen. Der deutschamerikanische Theologieprofessor August Rauschenbusch (1816–1899), der in seinen letzten Lebensjahren am baptistischen Predigerseminar in Hamburg lehrte, verhalf der in Amerika längst vorherrschenden sympathischen Sicht auf das Täufern auch unter deutschen Baptisten zum Durchbruch. Seit den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts erschienen regelmäßig Beiträge in baptistischen Zeitschriften und Traktaten, in denen die Täufer als Vorbilder im Glauben dargestellt wurden.

Betont wurden Bibeltreue, Missionseifer, Gemeindeleben und Bekennermut der als Baptisten *avant la lettre* geschilderten historischen Glaubenszeugen (zahlreiche Beiträge dieser Art, die teilweise auf sorgfältigen Quellenstudien beruhen, sind gesammelt in: Wilhelm Wiswedel: Bilder und Führergestalten aus dem Täuferturn, 3 Bde., Kassel 1928 – 1952).

Eher im Hintergrund blieb dabei die Frage der Gewaltlosigkeit. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs führte die – damals durchaus nicht von allen Beteiligten geteilte – Einsicht in das moralische Versagen der deutschen Baptistengemeinden während der nationalsozialistischen Diktatur zu einer Neubesinnung auf das Friedenszeugnis der Täuferbewegung. So erklärte der Seminarlehrer Hans Rockel auf der Jugendkonferenz des Baptistischen Weltbundes in Kopenhagen im Sommer 1947: „Wir haben das Erbe unserer alten Täufergemeinden gering geachtet. Freiheit des Gewissens, Kampf für die Wahrheit bis zum Märtyrertod – Glaube an die sieghafte Kraft des Heiligen Geistes bis zur Ablehnung jeder Gewaltanwendung – heilige Bruderschaft, Liebe zu allen Menschen – das war das lodernde Feuer des Glaubens in den Täufergemeinden. Wir haben dieses Feuer verlöschen lassen. Das ist unsere Schuld (zitiert nach Heinz Szobries: Schuldbekennnisse aus dem Bund Ev.-Freikirchlicher Gemeinden und anderen Kirchen in Deutschland nach 1945, Elstal 2017, S. 55).

Die Bemühung um eine Rückbesinnung auf das Täuferturn spiegelte sich im Verlagsprogramm des baptistischen Onckenverlags (Kassel) wider, der die Büchertische der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden in der Bundesrepublik jahrzehntelang mit einer Fülle von Publikationen zur Täufergeschichte belieferte (diese fanden auch in der DDR zahlreiche Leser). An dem Projekt einer Neuausrichtung der Theologie an täuferischen Traditionen, das unter dem Einfluss von Theologen wie John Howard Yoder, Stanley M. Hauerwas und James William McClen-don die theologische Diskussion im globalen Baptismus nachhaltig beeinflusste, beteiligten sich deutsche Baptisten allerdings wenig.

Die Täufer des 16. Jahrhunderts suchten im Horizont ihres Zeitalters nach Heilsgewissheit, die sie in der römischen Kirche und in den obrigkeitlichen Territorialkirchen der Reformation nicht fanden. Die Gemeinschaften und Traditionen, die die Täufer ausbildeten, waren geformt und verformt von der aggressiven Verfolgung und Diffamierung, der alle Opposition gegen die herrschenden Konfessionen ausgesetzt war. Dennoch waren es die Täufer, die die fundamentale Einsicht vorwogen, dass der christliche Glaube nur in Freiheit angenom-

men und bekannt werden kann. Mit ihrem Verständnis der christlichen Gemeinde als einer freiwilligen Gemeinschaft freiwillig Bekennender konnten sie sich direkt auf die Aussagen über die ersten christlichen Gemeinden im Neuen Testament berufen. In ihrer Abwendung von der „konstantinischen“ Verbindung von Kirche und Staat gaben die Täufer den Anspruch auf staatstragende Ethikkompetenz auf und wagten als nonkonformistische Minderheit eine radikale Ausrichtung ihres Lebenszeugnisses an Jesus und der Bergpredigt.

Wenn man sich aus einer freikirchlichen Perspektive mit dem faszinierenden Erbe der Täufer und anderer nonkonformistischer Traditionen des Christentums beschäftigt, schärft sich der Blick dafür, wie sehr die herrschenden Meistererzählungen von der Geschichte des Christentums an den politisch dominanten Formen des Christentums orientiert sind. Die in Deutschland gängigen Darstellungen der Kirchengeschichte suggerieren nach wie vor, dass die historisch normative Sozialgestalt der christlichen Religion von der Spätantike an die der – mit akuter oder struktureller Gewalt durchgesetzten – Staatsreligion sei. Aus dieser magisterialen Perspektive zählen die Täufer zu den „marginalen“ oder „devianten“ Sondergruppen außerhalb des normativen Hauptstroms der Christentumsgeschichte. Unterdessen ist es offensichtlich, dass das konstantinische Paradigma der Staats- oder Volkskirche auch in seinen demokratiekompatiblen Transformationen nicht mehr als tragfähige Zukunftsperspektive für die Kirche gelten kann. Die Täuferbewegung ist eine der Traditionen des Christentums, die Mut machen zum Christsein in der Gegenwart.

Prof. Dr. Martin Rothkegel lehrt seit 2007 Geschichte des Christentums an der Theologischen Hochschule in Elstal bei Berlin. Sein Forschungsschwerpunkt sind die nonkonformistischen religiösen Bewegungen der Frühen Neuzeit. Mit besonderem Nachdruck hat er das mährische Täuferum und die Täufer in Italien untersucht.